

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 7

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung folgt]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

Noch nie waren vor dem überladenen Schaufenster an der Hauptgasse so viele Menschen stehen geblieben und so viele fassungslose Köpfe geschüttelt worden. Melchior Andereggs Plastik, die, ihrer selbstgewiß, aus allem Krims und Krams herausstach, bildete im Handumdrehen das Tagesgespräch des Dorfes. Niemand fand den richtigen Zugang zum Andersartigen und Ungewöhnlichen ihrer Beschaffenheit, niemand würdigte sie auch nur mit einem einzigen Wort halblauter, schüchterner Anerkennung. Ihr Schöpfer wurde verlacht und verspottet.

„Einem solchen Narren und Gaukler sollte man das Handwerk legen, bevor es zu spät ist“, nörgelten die Nengstlichen.

„Damit würde man ihm zuviel Ehre erweisen; denn derartiger fauler Zauber, der so sehr nach der Natur kopiert ist, läuft sich von selber tot“, urteilten die Neunmalweisen.

Merkwürdig war ob allen Vernichtungsprüchen nur, daß die Dorfgenossen wie unter einem unerklärlichen Zwang immer wieder vor die Auslage zurückkehren mußten und sich an der geschmähten Figur nicht sattsehen konnten. Die Rehkitz übte eine Macht auf sie aus, der sie sich trotz Kriegsansage und Widersträubens nicht zu entziehen vermochten. Es war etwas an ihr, das wie ein beschwingtes Frühlingsslied die verhärtetsten Seelen berührte.

„Nur warten, geduldig warten“, lächelte Meister Buri. „Die Wahrheit hat es schwer, aber sie kommt am Ende doch obenauf. Zähle auf mich.“

Manchmal geschieht ein Wunder viel eher, als man glaubt.

Eines schönen Morgens war Andereggs Plastik aus dem Schaufenster verschwunden. Die Leute starrten auf die leere Stelle, schauten einander an und verzogen ihre Gesichter zu Frage-

zeichen. Ein älterer Schnitzler, den die Neugier stach, übernahm es im Auftrag der Umstehenden, drin im Laden nach der Rehkitz zu fragen.

„Verkauft und bereits zum Versand verpackt“, gab der Geschäftsinhaber Bescheid.

„Zum Versand wohin, wenn man das wissen darf?“

„An einen Kunstverständigen in der Stadt. Wenn doch nur viel mehr solch guter Arbeiten geliefert würden; für den Absatz wäre gesorgt.“

„O du verkehrte Welt! Dieser ausgemachte Schwindel findet Liebhaber und Käufer, wir aber von der alten Garde sollen brotlos werden“, jammerte der Schnitzler.

„Es ist jetzt nicht die Stunde, über diese Dinge zu streiten. Umstellen müßt ihr, sofern ihr den Anforderungen der Kunst genügen und konkurrenzfähig bleiben wollt“, riet der Händler.

„Das ist leichter gesagt als getan.“

„Zugegeben. Aber durch Erkenntnis und unablässigen Willen wird scheinbar Unmögliches möglich.“

Am nächsten Tag erhielt Melchior Anderegg den Betrag ausbezahlt. Er belief sich auf das Zwiefache dessen, was er nach bisherigen Ansätzen aus seiner Rehkitz zu lösen erwartet hatte. Er frug einen doppelten Erfolg davon. Aber wie schon früher nach seiner Rede in der Gemeindeversammlung dünkte es ihn wieder sonderbar, daß ihm etwas im Wege stand, seines Sieges froh zu werden.

Was er Schlimmes ahnte, erfüllte sich nur zu bald. Die einen Umschwung befürchtenden Schnitzler setzten alle Hebel in Bewegung, ihm das Werkzeug aus der Hand zu schlagen und das Schaffen zu verleiden. Die Schimpfreden und Drohungen flatterten wie Fledermäuse durchs Dorf. Anderegg untergrabe den Beruf, schrien sie, und es sei schade um jedes Stück Holz,

das ihm in die Hände gerate. Er werde seine Heiligen erleben, vielleicht früher, als ihm lieb sei. Dem Schnitzlereigenschaft drohten sie mit Boykott für den Fall, daß es noch eine einzige Arbeit des verstiegenen Pfüschers zur Schau stellen oder gar zum Verkauf anbieten werde. Man wolle sehen, wer den Ton angebe im Dorfe: ob Männer, die in ehrlichem Bemühen alt geworden sind, oder dieser Unglücksrabe, der zwei Menschenleben auf dem Gewissen habe. Und Meister Buri wurde von allen Seiten bedrängt und bestürmt, sich des gefährlichen Burschen je eher desto besser zu entledigen. Doch Melchior's väterlicher Freund verschloß seine Ohren.

„Auch dieser Sturm geht vorüber, lassen wir ihn getrost durch die Gassen brausen“, sagte er in seiner bedächtigen Weise.

*

Mitten in der neuen Bedrängnis schnitzte Anderegg eine Pferdefigur, deren Plan er lange in sich getragen hatte und die ihn jetzt plötzlich reizte. Der Gedanke dazu war viele Jahre alt, er hatte ihn oft erwogen und immer wieder verworfen: aber nun war er ihm greifbar nahe, und er begann die Arbeit aus der Frische der Vision heraus.

Es war ein Glück, daß an Melchior's Wiege eine Fee mit hellen Sonntagsaugen gestanden. Die wurde nicht müde, ihm in der Jugend die Blumen am Wegrand zu zeigen, ihm den Unfrieden und den Mißmut aus dem Herzen zu scheuchen; später faßte sie ihn an der Hand und führte ihn in den Wundergarten der Kunst. Dabei wurde er ganz still und anspruchslos.

Eine Zeitlang begab er sich jeden Morgen in der Frühe in einen benachbarten Stall, studierte dort am einzigen Dragonerpferd des Dorfes Anatomie, maß und zeichnete es in verschiedenen Stellungen, den klugen Kopf in Erwartung des Reiters lauschend emporgehoben. Als die innere Anschauung nach zwei Monaten herangediehen war, markierte er die Umrisse auf Rußbaumholz und schlug das Pferd direkt aus dem Block. Er schnitzte es in einer sehr strengen, wohlgebauten Schönheit; und er wollte nicht so rasch zu Ende kommen, denn es mußte eine gute, abgewogene Arbeit werden.

Die Figur erhielt gleich von Anfang an ihre eigene plastische Gesetzmäßigkeit. Langsam, alle kubischen Gebilde vorerst in konischer Darstellung belassend, schnitt Melchior tiefer und tiefer, in jedem Zustand das Gesamtbild wachsend. Bald war der herausgeschlagene Luftraum, bald war die dargestellte Masse von Wichtigkeit. Es war ein fortgesetztes Abwägen, Einordnen und Anpassen an die Eigenwilligkeiten des naturgewachsenen Holzes, eine ständige Wechselbeziehung zwischen Messerschneide, Material und innerer Vorstellung. Allmählich festigte sich das Gewebe, die großen Einheiten wurden geklärt und in Zusammenhang gebracht; und dann vollzog sich derselbe Vorgang in den Bezirken. Es kam vor, daß die allgemeine Wirkung sich änderte und das Gerüst der Hauptbeziehungen vorübergehend aufgegeben werden mußte. Dann wurden kühne Entschlüsse nötig, es mußte alles fallen gelassen, ins Ungeübte tiefer geschlagen und wochenlange Arbeit aufs Spiel gesetzt werden. In die Enge getrieben, schuf die Phantasie neue plastische Lösungen.

Dieses Ringen um die Gestaltung kostete Melchior manchen Schweißtropfen und manche schlaflose Nacht, es forderte den Einsatz seines ganzen Kunstverständes und seiner ganzen Persönlichkeit. Er gab sich Mühe, allen Dingen den gottgegebenen Sinn zu belassen und sich beim Schaffen von jeder Lüge freizuhalten. Mehr als einmal war er daran, Schlegel und Meißel hinzuwerfen und an seinem Werk zu verzweifeln. Mehr als einmal trappten Leute zu ihm in die Werkstatt, beobachteten ihn bei der Arbeit, äußerten hämische Bemerkungen über den vergeblichen Aufwand und gingen grinsend davon. Nur Meister Buri klopfte ihm bisweilen auf die Schulter und ermunterte ihn mit gewählten Worten:

„Dein Werk befindet sich auf gutem Weg.“

So reifte die Plastik unter Sorgen und Qualen zu ihrer endgültigen Form heran. Das intelligente, stolze Pferd stand nach strengem Ritt ausruhend da. Der Oberkörper lag auf den soliden Säulen der Vorderbeine; gegenüber der tragenden Stützkraft des einen Hinterbeines waren die Schenkel des andern gelockert und

schlaff, was einer leichten Schiefstellung der Kruppe rief. Durch den gelösten, von der Anstrengung noch leise zitternden Leib spürte man das Fließen des Blutes, durch die geblähten Nüstern den Strom des Atems. Der Entspannung des Tieres entsprach sinnvoll das freie Hängen der Zügel vom Maul zum Widerrist. Die fiebrig regen Augen waren wachsam auf den Beschauer gerichtet. Auch diese Figur, die bis zur Kopfhöhe einen halben Meter maß, war ganz aus der Ursprünglichkeit des Lebens geschaffen. Die Ruhestellung des Pferdes schien Jahrtausende hinter sich und die endlose Ewigkeit vor sich zu haben. Der Schnitzler trug sein Werk auf den Estrichboden, um es vor unerwünschten Blicken zu verbergen.

Unterdessen war der März ins Tal gekommen, und Melchior Anderegg gönnte sich eine kleine Schaffenspause. Während er Meister Buris Garten umstach, gingen seine Gedanken wohlthuenden, geheimnisvollen Gefühlen nach. Die erste Wärme und der Brodem der Scholle weckten in ihm die Sehnsucht nach etwas unsagbar Fernem, die alle Müdigkeit auslöschte und allen Schmerz der Welt besänftigte. Er erlebte seltsame Stunden, als er auf der dunklen Erde stand und die ersten Sonnenstrahlen die Dächer und Bäume des Dorfes erreichten. Er schaute in eine Tiefe von Frieden und Geborgenheit in das Antlitz einer anmutigen Frau, in das Spiel eines Kindes.

Dann und wann richtete er sich auf, stützte sich auf den Spaten und sah empor. Der Blick glitt unwillkürlich nach Wilerboden hinüber, wo Annelies Jaggi ihr Gütlein betreute, und von dort zum schneebedeckten Gletscher und zur Engelburg hinauf. Der Friede in seinem Sinn rann auf einmal aus, und es fuhr ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Einst war das Schneelicht der Berge mitten durch ihn hindurchgegangen und hatte in seiner Seele alles rein und leicht gemacht. Das würde nie mehr so sein, die wunderbar hellen Tage der Jugend waren unwiederbringlich dahingegangen. So oft er den Blick erhob, durchfuhr ihn die Erinnerung an das Unglück und den Tod seiner Freunde. Man erstarrte mit den Jahren, die Ringe der Erfahrung mehrten sich, Schweres lastete auf dem

Gemüt, man wurde unter dem Gewicht sehr still und bescheiden.

Und jetzt kam noch etwas Unerklärliches hinzu: in diesem Augenblick, da das Schneelicht ihn blendete, fühlte und wußte er, daß er die Frau dort drüben liebte und sie bis ans Ende lieben würde. Das war ihm auf einmal deutlich und klar; es war etwas Unabänderliches, das Gott einem auferlegt und zu tragen gibt. Er stieß den Spaten wieder in die Erde und dachte vorläufig nicht weiter daran.

*

In einer schlaflosen Nacht faßte Melchior Anderegg einen ernstesten Entschluß: er wollte aus berufenem Mund erfahren, ob er ein Künstler sei. In der Frühe des nächsten Morgens, als im Hause noch alles schwieg, holte er auf leisen Sohlen seine Pferdefigur vom Estrich herunter, verpackte sie in doppelten Wellkarton, hob sie wie einen kostbaren Schatz auf den Arm und fuhr mit ihr in aller Heimlichkeit nach der Stadt. Dort hatte er einen Dunkel, der Polizeifourier war, ihm in seinen Zweifeln vielleicht raten und beistehen und die richtige Türe weisen konnte.

Melchior mußte Gewißheit haben. Wenn er gelegentlich bei einer Besorgung im Dorf seine Altersgenossen durch die Gassen schlendern sah, selbstsicher und überlegen, als hätte jeder von ihnen schon einen Hof oder ein kleines Königreich geerbt, dann kam er sich jedesmal verspielt und übergangen vor, dann wollte sein verlassenes Tun allen Sinn verlieren. Sie alle hatten ein eigenes Dach über dem Haupt, hatten eine Arbeit, die sich nach den Gesetzen der Natur und dem weisen Lauf der Sonne richtete, und abends setzten sie sich mit Frau und Kindern an den Tisch, auf dem die traute Lampe brannte; er allein mußte als Verstoßener im Dunkel stehen. Er wollte die Last eines fragwürdigen Lebens nicht weitertragen; er war nicht etwa enttäuscht oder ohne Hoffnung, aber er mußte wissen, ob sein Schaffen etwas gelten werde in dieser Welt.

Auf einer Station drunten am See stieg ein hochgewachsener Herr in Melchiors Wagenabteil. Auch er schob ein Paket in den Gepäckträger

und sorgte dafür, daß es nirgends anstieß und Schaden litt, ein Paket, das lang und breit war und wahrscheinlich ein Gemälde enthielt. Die beiden Männer begrüßten sich freundlich, gewannen Gefallen aneinander und bahnten eine herzliche Unterhaltung an. Der neue Fahrgast hatte etwas Grüblerisches an sich und lenkte das Gespräch von den Wetteraussichten und von der Landschaft weg alsbald auf ästhetische Fragen. Melchior horchte auf, erkannte die günstige Gelegenheit und warf seinen Anker aus. Ob er Kunstmaler sei, fragte er kühn und geradeheraus sein Gegenüber.

„Ja, das bin ich; mein Name ist Max Bracher.“

„Und ich bin Schnitzler, heiße Melchior Anderegg und habe eine Plastik bei mir, von der ich nicht weiß, was ich mit ihr anfangen soll. Sie ist anders gearbeitet als die bisherigen Schöpfungen unserer Kleinkunst; deshalb möchte ich gern erfahren, ob sie in künstlerischer Hinsicht etwas taugt und etwas gelten darf, oder ob ich meinen Beruf am besten an den Nagel hänge. Vielleicht kennen Sie in der Stadt einen Bildhauer, dem ich meine Figur zeigen und der mir raten könnte?“

„Sawohl kenne ich einen, und es trifft sich sehr gut“, sagte der Maler. „Ich komme heute mit einigen Kollegen und mit Bildhauer Hohlenstein beim schwarzen Kaffee im „Wilden Mann“ zusammen. Wenn Sie sich um die zweite Mittagsstunde mit Ihrem Werk dort einfinden werden, soll Ihnen geholfen werden.“

Vor freudiger Ueberraschung, daß sein Wunsch so rasch in Erfüllung gehen sollte, vergaß Melchior beinahe das Danken. Von jetzt an hörte er nur noch mit einem Ohr auf Herrn Bracher und antwortete zerstreut auf das, was er fragte. Er war vollauf mit sich selber beschäftigt. Und je näher sie dem Ziele kamen, umso heftiger pochte sein Herz und desto mehr verlor er sich in bangem Grübeln. „Wenn das Urteil vernichtend ausfallen und der schöne Traum zu Ende sein würde, was müßte dann mit mir geschehen?“ sann er, plötzlich unsicher geworden.

Nach der Ankunft im Hauptbahnhof reichte er dem Maler das Gemälde zum Fenster hinaus, gab sein eigenes Werk am Gepäckschalter in

Verwahrung und machte sich auf den Weg zum Dinkel, dem Polizeifourier. Der nahm für eine Stunde Urlaub, begleitete seinen Verwandten durch die Lauben, über Straßen und Plätze und schließlich nach Hause zum Mittagessen.

Pünktlich zur vereinbarten Zeit, keine Minute früher und keine später, betrat Melchior Anderegg, sein Reitpferd auf dem Arm, die Gaststube zum „Wilden Mann“. Es war ihm zumute wie einem Angeklagten, der vor den Richtern erscheint, um den Entscheid über Tod oder Leben entgegenzunehmen. Er schaute sich um und entdeckte in einer Nische des halbdunklen summenden Raumes, hinter schrägen Sonnenbalken mit feinem Stäubchentang geborgen, eine Stammtischrunde Brissago rauchender eifrig diskutierender Männer. Kunstmaler Bracher, der die Türe im Auge behalten hatte, erhob sich, winkte den Schüchternen heran und stellte ihn vor. Es erklangen Namen, die Melchior in der Kunstchronik der Salzzeitung schon oft gelesen hatte. Ganz zuletzt kam wie eine aufgesparte Kostbarkeit Bildhauer Hohlenstein an die Reihe, ein unscheinbares älteres Männchen mit Brille und Glase, mit geistvollem, energischem Gesicht und bezwingendem Funkeblick durch die goldgefakten Gläser. Der lud den Schnitzler mit knapper Gebärde ein, vorläufig neben ihm Platz zu nehmen.

Und dann blieb Anderegg zwei geschlagene Stunden sich selbst überlassen. Außer dem Serviermädchen, das ihm einen Kaffee brachte, kümmerte sich kein Mensch um seine Person und sein Anliegen. Unter den bläulichen Rauchspiralen rankten und schlangen sich die Reden wie Spinnweb um ein Kunstthema, sie kletterten hinauf und herunter, schwellen an und ebten ab. Manchmal wurde eine neue Meinung eingeflochten, vier, fünf Stimmen fielen über sie her wie über eine ins Netz geratene Fliege, wendeten und drehten sie und klaubten an ihr herum, bis sie ausgehöhlt und abgetan hängen blieb. Endlich erinnerte sich Kunstmaler Bracher seines Schüglings und mahnte zum Aufbruch.

„Ja, es ist spät geworden. Wir gehen jetzt auf mein Atelier“, sagte der Bildhauer und forderte Anderegg auf, sich anzuschließen.

Unterwegs schmolz der streitbare Harst beträchtlich zusammen, doch waren es immerhin ein halbes Dutzend Künstler, die bis zur Arbeitsstätte Hohlensteins in einem Außenquartier der Stadt teils aus Neugier, teils aus Unstand Gefolgschaft leisteten.

Mit zitternden Fingern enthüllte der aus den Bergen hergeschneite Schnitzler seine Plastik

und stellte sie auf den Tisch inmitten des Raumes. Während die Männer zurücktraten und das Reitpferd mit zur Seite geneigten Köpfen stumm betrachteten, wollte Melchior vor Bangen und Beben der letzte Mut entsinken. Die eisige Stille, in der man ein Federchen hätte zu Boden schweben hören, schien ihm den Schlüsselpunkt, den Untergang anzukünden.

(Fortsetzung folgt)

G E D A N K E N

B E I M

Ü B E R G A N G

Ich hab zu manches Jahr begrüsst
Auf meinem stillen Wandergang,
Als dass ich es nicht wissen müsst',
Ein Jahr ist kurz, ein Jahr ist lang.

Das Jahr ist kurz, doch reich an Licht,
Viel Liebes ist uns zugebracht;
Doch wir verstehn oft leider nicht
Zu schätzen, was es uns gebracht.

Wir kleben an der Erde Schoss,
Sind stolz auf unsern steten Fleiss.
Doch nur im Kleinen sind wir gross,
Ihm dienen wir mit Kraft und Schweiss.

Am Wunder hasten wir vorbei.
Vielleicht ist's nur ein Lerchenlied,
Vielleicht ein Minnegruss im Mai,
Den uns der liebe Gott beschied.

Das grosse Hoffen hielt nicht Wort,
Weil wir den guten Tag verscherzt;
Das Kräutlein Glückwurz ist verdorrt;
Wir haben kühl das Leid verschmerzt.

Nun ist vertan die Spanne Zeit,
Wir nehmen es mit Wehmut wahr.
Sind wir wohl zum Verzicht bereit?
Wer weiss? Winkt nicht ein neues Jahr? ...

Alfred Huggenberger